

# „Berggeist.“

Zur  
Unterhaltung



am  
häuslichen Herd

K. A. W. KOLMETZ BERLIN

Illustrierte Beilage zur „Oraviezer Zeitung“.

Verlag von C. Kehler, Oravieze

## Bestimmung.

Roman von C. Wild.

[2]

(Fortsetzung.)

in alter Diener saß halb ver-  
schlafen in einem Winkel. Er  
sprang jäh empor, als er den Ba-  
ron eintreten sah. Hans ließ sich  
von ihm Hut und Paletot reichen, dann folgte  
er ihm schweigend die  
Treppe hinab. Der  
Diener öffnete das  
Hausthor, der Baron  
drückte ihm das übliche  
Trinkgeld in die Hand,  
einen Augenblick später  
stand er in der nächst-  
lich stillen Straße.

Es war eine ziem-  
lich warme Septem-  
bernacht, aber es fröstelte  
ihn doch, ein leiser  
Schauer schlich durch  
seine Glieder — tief  
auf atmete er, als sei  
er soeben einer großen  
Gefahr entronnen.

Doben stand die  
schöne Frau am Fenster  
und preßte die heiße  
Stirn gegen die kühlen  
Scheiben.

Ihräne um Thräne  
rollte langsam über  
ihre Wangen herab.

„Gütiger Himmel,“  
flüsterte sie leise, „rechne  
diese That meinem armen Kind, zu gunsten  
— o, mein Kind, meine süße, süße Nimmee!“

Sie unterbrach sich und lauschte nach  
dem Spielzimmer hinüber. Das Spiel war  
zu Ende, die Herren rüsteten sich zum Auf-  
bruch.

Die Marchesa zwang ein Lächeln auf  
ihre Lippen und betrat das Zimmer.

Sie lächelte einem jeden zu, hatte für  
jeden ein lebenswürdiges Wort, aber als

der letzte Gast gegangen, da schien auch ihre  
Kraft zu Ende.

Erschöpft sank sie auf einen Stuhl, das  
Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

Herr von Stramirski machte indessen  
Kasse; er schien mit dem Erfolg des Abends  
sehr zufrieden zu sein, denn er summt leise  
vor sich hin, während er das Geld durch-  
zählte.

Er war mit seiner Arbeit fertig.

„Nun Mira,“ sagte er ohne aufzublicken,

Anstößig an seiner Schulter bergend, „muß  
es denn noch immer sein! Müdest Du  
nicht doch einen andern Erwerbszweig er-  
greifen?“

„Daß ich ein Narr wäre — es geht  
uns doch ausgezeichnet so,“ lautete die  
barsche Erwiderung; „ich habe Dir schon so  
oft gesagt, Mira — komm nicht mehr auf  
diese Sache zurück. Ich tauge nun einmal  
nicht mehr zu was andrem.“

Er schob sie bei den letzten Worten  
ziemlich unfaßt von  
sich; widerstandslos  
ließ sie es geschehen  
und blieb mit schlaff  
herabhängenden Armen  
neben ihm stehen.

„Denke doch an un-  
ser Kind,“ sagte sie  
tonlos, „ich liebe es  
leidenschaftlich und  
kann es nicht einmal  
bei mir haben — und  
wenn Nimmee eines  
Tages erfährt, wach  
Leben ihre Eltern ge-  
führt, mein Gott, mein  
Gott,“ brach sie leiden-  
schaftlich aus, „ich kann  
den Gedanken gar nicht  
ausdenken!“

„Um so besser für  
uns alle,“ entgegnete  
Herr von Stramirski  
trocken — „ich dachte,  
Du hättest Dich die  
fünfzehn Jahre hin-  
durch prächtig hinein-  
gefunden. Ich möchte

doch wissen, was Du nun eigentlich noch  
wills!“

„Einen ehrlichen Erwerb,“ sagte sie dumpf,  
„einen Erwerb, vor dem ich nicht zu erröten  
brauche, sei er noch so bescheiden und gering  
— ich möchte ja gern arbeiten, nur um  
mein Kind bei mir haben zu können.“

„Arbeiten, Du? Mit diesen feinen Hän-  
den?“ er lachte zornig auf und packte sie  
bei der juwelengeschmückten, zarten Hand.



In einem kühlen Grunde  
Da geht ein Mühlenrad;  
Mein Liebchen ist entschlossen,  
Was dort gewohnt hat.

„wollen wir schlafen gehen? Es ist spät  
und ich bin müde.“

Die schöne Frau erhob sich gehorsam  
von ihrem Sitz; sie trat auf den Gatten zu  
und legte ihre Arme um seinen Nacken.

„Casimir,“ flüsterte sie, ihr Thränenfenster

„Nein, Mira, Arbeit taugt nicht für uns, weder für Dich noch für mich.“

„Ich bin ein Edelmann und habe das arbeiten nicht gelernt, ich muß mich auf eine andre Weise durch die Welt zu bringen suchen.“

„Ja, und auf welche Weise,“ entgegnete sie trozig. „Du streifst stets hart an der Grenze des Gesetzes, ist das vielleicht eines Edelmannes würdiger? Was hast Du wieder mit dem Baron Streben vor? Du vernichtest den jungen Mann vorzüglich.“

„Ah! ja, ich bemerkte wie teilnahmsvoll Du Dich seiner angenommen als er verlor,“ sagte Herr von Stramirski in schneidendem Ton — „fast zu teilnahmsvoll, Mira —“

„Oh,“ unterbrach sie ihn empört, willst Du mich noch höhnen! Sieh Dich vor, Casimir — auch meine Geduld könnte ihre Grenzen haben.“

„Was möchtest Du denn thun?“ rief er mit funkelnden Augen.

„Dich verlassen, mein Kind zu mir nehmen und mich mit ihm in einen Erdwinkel verkriechen,“ versetzte Mira, dem Gatten fest ins Auge blickend.

„Und von Deiner Hände Arbeit leben,“ spottete Herr von Stramirski, „na, da könntest ihr bald am Hungertuch nagen. Nein, meine gute Mira, Du gehst nicht von mir, das weiß ich ganz bestimmt. Komm, laß uns Frieden schließen, diese Streitigkeiten führen doch zu nichts — laß alles gehen wie es geht — einmal nimmt ja die Geschichte doch ein Ende.“

„Oh, undwelch ein Ende,“ murmelte Mira. Der Gatte zuckte die Achseln.

„Rismet,“ sagte er gleichgiltig, „was uns bestimmt ist, das trifft uns — dagegen können wir nicht ankämpfen.“

Mira erwiderte nichts; stumm und ergebungsoll blickte sie zu Boden.

Wie oft hatten schon solche Ausstritte stattgefunden — und immer dasselbe Ergebnis — immer und immer dasselbe!

Wie hatte sie den Mann da vor sich geliebt, geliebt mit allen Fasern ihres Herzens! Sie hatte ihn auch dann geliebt als sie erkannt wie wenig er dem Bild glich, das sie sich von ihm in ihrer Seele geschaffen.

Jahre hindurch hatte sie diese Liebe aufrecht erhalten, sie alles ertragen und erdulden lassen, aber je mehr die Achtung schwand, desto schwächer und induldiamer war ihre Liebe geworden. Jetzt knüpfte sie nur noch das Band der Gewohnheit an Casimir, aber sie fühlte mit Schrecken, daß diese Gleichgiltigkeit sich allgemach in Abneigung verwandelte, daß sie ihren Gatten zu fürchten, zu verabscheuen begann, und wenn nicht der Gedanke an ihr Kind gewesen wäre, sie würde ein Leben von sich geworfen haben, das längst keinen Wert für sie mehr hatte.

Mechanisch folgte sie dem Gatten in das fein ausgestattete Schlafgemach.

Casimir von Stramirski warf die Kleider von sich und war nach zwei Minuten fest eingeschlafen.

Mira aber lag noch lange wach; sie hatte die Hände gefaltet und betete inbrünstig zum Himmel, er möge ihr doch Rettung und Hilfe senden — tief in ihrem Innern fühlte sie's, sie haßte den Mann, an den sie gekettet war — und wenn ihr Haß einmal jedes andre Gefühl in ihrem Herzen überwog — was sollte daraus werden?

Der Tag war ziemlich warm gewesen, desto angenehmer und milder war der Abend.

Auf dem Rosenhof, dem Herrschaftssitz der Strebens, herrschte tiefe Stille.

Die Wirtschaftsgebäude befanden sich nicht in unmittelbarer Nähe des Herrenhauses; sie lagen etwa hundert Schritte von diesem entfernt und schlossen die Inspektorswohnung, den Obst- und Gemüsegarten mit ein.

Das Wohnhaus der Familie stand inmitten eines kleinen Parks, dessen schöne Buchen und Coniferengruppen stets einen Stolz der Strebens gebildet hatten.

Das Wohnhaus selbst war ein gut erhaltener einstöckiger Bau im nüchternen Geschmack — dennoch war er zur warmen Jahreszeit reizend anzusehen durch die üppigen Rosenranken, welche die Vorderfront des Hauses bis zum Dach hinauf schmückten.

Nach diesem Rosenflor hatte das Haus auch den Namen „Rosenhof“ erhalten, und jeder mußte zugeben, daß das Gebäude den Titel auch vollkommen verdiente.

Ein hohes, eisernes Gitter umschloß den Park nach allen Seiten; gegen die Landstraße hin, die im Rücken des Hauses lag, zog sich ein kleiner bewaldeter Hügel, von den Bewohnern des Rosenhofes „die Aussicht“ benannt. An dem höchsten Punkt der Aussicht stand eine Art Kiosk, einfach aus Baumrinde und Birkenstämmen hergestellt.

Eine Bank bezeichnete den Kiosk als Ruheplätzchen und wenn man da oben saß, genoß man wirklich eines hübschen Ausblicks über die Gegend.

Auf dieser Bank saß ein junges Mädchen mit einem Buch in der Hand, dieses junge Mädchen war Fräulein Alwine von Streben, die Schwester Hans von Strebens.

Mittelgroß, zierlich, schlank, blond und rosig, bot sie das Bild einer hübschen, anmutigen Blondine; eine Erscheinung, die auf den ersten Blick bezauberte und fesselte, war sie allerdings nicht.

Die hübschen, rehbraunen Augen blickten ziemlich harmlos in die Welt hinein, nur um den kleinen Mund machte sich ein Zug bemerkbar, der allenfalls auf Willenskraft und Charakterfestigkeit schließen ließ.

Diese Eigenschaften entwickelt zu zeigen, dazu hatte es der hübschen Alwine bisher an Gelegenheit gefehlt — ihre achtzehn Jahre waren sehr gleichförmig und ruhig verlaufen.

Sie hatte stets auf dem Lande gelebt, selbst nach Breslau war sie immer nur für einige Tage gekommen, nach dem vor vier Jahren erfolgten Tod des Herrn von Streben gestaltete sich ihr Leben womöglich noch einsamer.

Eine Badereise, die sie mit den Eltern als zwölfjähriges Kind unternommen, war der einzige, längere Ausflug, den sie in ihrem jungen Leben je gethan; an dieser Erinnerung zehrte sie auch heut noch in ihren vielen, einsamen Stunden, und manchmal packte sie wohl eine heiße Sehnsucht, hinaus in die Ferne zu ziehen, um dem ewigen einerlei ihres Daseins zu entfliehen.

Mit einem leichten Gähnen das Buch welegend, erhob sich Alwine von ihrem Sitz; ihre Aufmerksamkeit wurde durch ein Geräusch in Anspruch genommen, das auf der staubigen Landstraße rauch dahinrollte.

„Wer mag das wohl sein?“ sagte sie neugierig bei sich, ihre schlanke Gestalt unwillkürlich höher emporrichtend — „zwei vornehme Damen im Wagen — oh, und

ein Radfahrer hinter drein, ob er wohl zu den Damen gehören mag?“

Der Radfahrer trug eine leichte anschließende Kleidung, die seine kräftige wohlgestaltete Figur auf das vorteilhafteste hervorhob.

Er kam rasch näher und es war ersichtlich, daß er den Wagen zu überholen strebte.

Rasch wie der Blitz schoß er auch plötzlich an demselben vorüber; aber die zwei vor gespannten, kräftigen Braunen mochten an das moderne Fahrrad noch nicht gewöhnt sein, denn sie bäumten sich wild auf und rasteten dann davon, ohne daß der bestürzte Reiter im Stande gewesen wäre, sie wieder in seine Gewalt zu bekommen.

Die Damen im Wagen freichten laut auf, Alwine bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, als sie dieselben wieder sinken ließ, sah sie, daß die Kasse noch am ganzen Leibe zitternd, still standen.

Ein Ketter in der Not hatte sich gefunden in der Gestalt eines jungen, einfach gekleideten Mannes, der den schenen Pferden mutig in die Zügel gefallen war.

Von dem Radfahrer war keine Spur zu sehen; entweder hatte er das Unheil nicht bemerkt, das er durch sein Erscheinen angerichtet, oder er hatte es vorgezogen auf seinem Stahlroß das weite zu suchen.

Zu seiner Ehre nahm Alwine das erstere an; er war doch ein gar zu hübscher, feiner Mann gewesen, dem konnte man doch unmöglich eine Unritterlichkeit zumuten.

Der Ketter der beiden Damen war ganz das Gegenteil von ihm; eine hagere, derbknöchige Gestalt, hellblondes, struppiges Haar, ein nicht sonderlich gepflegter Bart bildeten ein Ganzes, das durchaus nicht berückend war.

Alwine wendete sich jetzt auch ziemlich gleichgiltig ab, sie bemerkte nur noch, daß er den Damen im Wagen eine Verbeugung machte und dann in entgegengesetzter Richtung von dannen schritt.

„Wahrscheinlich der Inspektor eines benachbarten Gutes,“ dachte die hübsche Blondine bei sich, sie war nicht ohne Standesvorurteil und Personen untergeordneter Stellung waren für sie eigentlich nicht vorhanden.

Die Lust zum Lesen war dem jungen Mädchen vergangen; das Buch aufnehmend stieg es den Hügel hinunter — in dem anmutigen Köpfchen trieben allerlei Gedanken ihr krauses Spiel — wer konnte wohl der hübsche Radfahrer sein? Er sah so vornehm, so fein aus — war es am Ende Ulrich Pomeris, der reiche Gutsherr von Schloß Wendenstein — ach, nein, das war nicht gut möglich, denn Ulrich Pomeris war eigentlich doch nur ein Emporkömmling — sein Vater sollte sich vom einfachen Werkführer zum Fabrikbesitzer emporgebracht haben und als Schloß Wendenstein unter den Hammer kam, hatte er den großen Besitz für seinen einzigen Sohn erstanden.

So erzählten die Leute, auch fügten sie hinzu, daß der alte Pomeris noch immer in seinem ausgedehnten Fabrikbesitz thätig sei und in seinem ganzen Wesen sich schlicht und einfach gebe.

„Nein, der ist es nicht,“ meinte Alwine bei sich, „der Radfahrer sah keinem Emporkömmling gleich, er war Kavalier vom Scheitel bis zur Fußspitze.“

Nachdem sie dieses Urtheil sehr entschieden gefällt, wanderte Fräulein von Streben wohlgenut dem Hause zu.

Aus dem Blumenparterre führte eine Freitreppe in den lustigen Gartenaal, dessen große Fensterbänke weit offen standen.

Frau von Streben saß in einem mit Kissen belegten Korbstuhl und las einige Briefe.

Vor Jahren war sie eine wunderschöne Dame gewesen, aber Kränklichkeit und ein zur Schwermut neigendes Wesen hatten sie vorzeitig altern gemacht. Sie glich einer zarten, ausländischen Blüte, deren Blätter zu welken beginnen, trotzdem sie erst eine angehende Fünfzigerin war.

Durch ihr volles, aschblondes Haar zogen sich dichte Silberfäden, das Auge blickte matt, das feingeschnittene Gesicht wies schon eine Menge kleiner Fältchen auf, während der kleine Mund noch frisch und rot war.

Frau von Streben befand sich nicht allein; unweit von ihr saß eine kleine man-

im Hause angefertigt — kurz, sie machte sich überall nützlich und unentbehrlich.

Fräulein Melitta konnte zwischen vierzig und fünfzig Jahre zählen, vielleicht war sie auch jünger, aber es fiel niemand ein, sie daraufhin näher anzusehen.

Sie war im Haushalt unentbehrlich, wie etwa ein nützlich Möbel; Empfindungen, Leidenschaften, Gefühle traute man der stillen, kleinen Person gar nicht zu.

Hatte doch Alwine erst vor fünf Jahren die kindliche Frage gethan, ob denn Tante Melitta jemals jung gewesen, und auf die entrüstete Antwort ihrer Mutter: „ein jeder Mensch sei einmal jung gewesen,“ schnippisch gemeint: „bei Tante Melitta merke man gar nichts davon.“

Vor fünf Jahren war Alwine von Streben noch ein naiveres Mädchen gewesen, sie war seitdem klüger und zurück-

„Best bin ich eine alte Frau,“ fuhr sie schwermütig fort — „alt und kränklich! Oh, könnte ich wenigstens in Alwine meine Jugend wieder aufleben sehen.“

„Das ist doch auch der Fall,“ meinte Melitta bescheiden.

Frau von Streben schüttelte traurig den Kopf. „Die Mittel sind nicht mehr da,“ murmelte sie — „Tag und Nacht quält mich der Gedanke, wo soll das Kind unter diesen Verhältnissen wohl eine gute Partie machen.“

„Die gute Partie“ war Frau von Strebens Lieblingssthem; stundenlang konnte sie davon sprechen, daß es hier auf dem Rosenhof keine Gelegenheit für Alwine gab, eine standesgemäße Verbindung zu schließen, und daß Alwine unbedingt in eine große Stadt müsse — wollte sie nicht ein altes Fräulein werden.



Ein Gebet.

Mit Vorliebe wählt der polnische Maler Josef Brandt als Stoff zu seinen Bildern Vorgänge aus seinem engem Vaterland und hat sich damit einen ehrenvollen Namen gemacht. In allen seinen Werken sind Menschen und Tiere, Land und Wasser naturgetreu wiedergegeben und äußerst wirkungsvoll gruppiert. Das vorliegende Bild verlegt uns in die Ukraine unter die Kosaken, welche bekanntlich seit Jahrhunderten mit den Polen zusammenhängen. Der Abend senkt mild und warm sich auf die Steppe nieder, die Zug- und Nährtiere sind ermüdet, in der Nähe eines Sees wird Rast gemacht. Die Wagenburg zum Schutz von Menschen und Tier ist errichtet, und in Andacht versunken knien Männer und Weiber vor einem Heiligenbild.

sehnliche Gestalt, Fräulein Melitta von Seeren, eine arme Anverwandte des Hauses und die stete Gesellschafterin der Mutter Alwines.

Frau von Streben mußte immer jemand haben, dem sie ihr Leid klagen konnte; es gewährte ihr, wie sie selbst sagte, eine gewisse Befriedigung sich aussprechen zu können, und Melitta bot in diesem Fall die beste Zuhörerin, die man sich wünschen konnte. Bescheiden, aufmerksam, geduldig war sie für die kränkliche, launenhafte Frau eine wahre Perle; sie führte die Oberaufsicht über den Haushalt und verstand es, mit Würde und Geschick zu sparen.

Mit ihren kleinen, zierlichen Händen verfertigte sie allerlei Pusgegenstände, deren Anschaffung für Frau von Streben bei ihren beschränkten Verhältnissen nicht möglich gewesen wäre — unter ihrer Anleitung wurden die Toiletten von Mutter und Tochter

haltender in ihren Ansprüchen geworden, aber an eines konnte sie immer noch nicht glauben — an Tante Melittas Jugend.

Als das junge Mädchen eintrat, blickten beide Damen auf; Melitta nickte der Nichte freundlich zu, Frau von Streben warf einen prüfenden Blick über die Gestalt der Tochter.

„Wie das wächst und groß wird,“ sagte sie seufzend, „Alwine ist wahrhaftig schon eine erwachsene, junge Dame. Sie wird diesen Winter Bälle besuchen müssen. Mein Gott, was das alles wieder kosten wird! Wir müssen dann einige Wochen in Breslau zubringen — dieses Leben in der Fremde tötet mich — und was ist eigentlich Breslau gegen die Residenz! Welch' herrliche Bälle hab' ich dort mitgemacht — oh, damals war's doch eine köstlich schöne Zeit!“

Sie seufzte, der Triumphe gedenkend, die sie einst ihrer Schönheit wegen, gefeiert.

Das letztere war nun allerdings nicht nach Alwines Sinn, aber die ewigen Zweifel der Mutter langweilten sie am Ende — mein Gott, sie war noch so jung, so jung — sie hatte ja noch Zeit, sie konnte warten!

Auch heutzutage rümpfte sie das Näschen, als Frau von Streben so sprach.

„Aber Mama, schon wieder das leidige Thema,“ rief sie unwillig, „willst Du mich denn schon so bald los sein?“

„Ich denke an Deine Zukunft, mein Kind,“ erwiderte die Dame feierlich — „ich denke immer nur an meine Kinder — auch Hans sollte einmal Ernst machen und sich nach einer passenden Partie umsehen.“

Alwine zuckte die Achseln. Mama trug sich in einem fort mit Heiratsplänen, eine andre Sorge schien sie gar nicht zu kennen.

(Fortsetzung folgt.)



**Aus Nacht und Eis.** (Von Fridtjof Nansen. Mit Erlaubnis von F. A. Brockhaus' Verlag). Wir besaßen noch immer einen Teil des Schlittenproviantes, den wir von der „Fram“ mitgenommen, hatten aber beschloffen, während des Winters nichts davon zu verwenden. Diese Vorräte wurden in ein Versteck gebracht und sollten aufbewahrt werden, bis wir im Frühjahr die Reise fortsetzen konnten. Die Thür des Verstecks wurde mit Steinen belastet, um die Füchse zu verhindern, mit den Säcken davonzulassen. Die Füchse waren übrigens schon unverkämmt genug und nahen all unsere fahrende Habe, deren sie habhaft werden konnten. So entdeckte ich am 10. Oktober, daß sie sich mit einer Menge verschiedener Kleinigkeiten, die ich während des Baues der Hütte in ein anderes Versteck niedergelegt hatte, davon gemacht hatten. Sie hatten alles gestohlen, was sie nur mitzuschleppen vermochten, wie Stücke Bambus, Stalldraht, Harpunen und Harpunenleinen, meine Sammlung von Gesteinen, Moosen u. s. w., die ich in kleinen Beuteln aus Segeltuch aufbewahrt hatte. Das Schlimmste aber war wohl, daß sie sich mit einem großen Knäuel Segelgarn davongemacht hatten, das unsere Hoffnung und unser Trost gewesen war, wenn wir uns für den Winter Kleider, Schuhe und einen Schlafsack aus Bärenfell machen mußten. Wir hatten darauf gerechnet, aus dem Segelgarn Zwirn herzustellen. Ein Glück, daß sie nicht auch den Theodoliten und unsere andern Instrumente, die ebenfalls dort standen, mitgeschleppt hatten; diese müssen ihnen zu schwer gewesen sein. Ich ärgerte mich, als ich diese Entdeckung machte, zumal es an meinem Geburtstag geschehen war, was die Sache noch ärgerlicher machte. Sie wurde auch nicht besser, als ich im Zwiellicht auf dem Geröll oberhalb der Stelle, wo die Gegenstände gelegen hatten, nachforschte, um zu sehen, ob ich nicht wenigstens Spuren finden könnte, wohin jene Teufel sie geschleppt hätten, und dabei einen Fuchs traf, der in 6 Meter Entfernung vor mir stehen blieb, sich niederlegte und ein so verteufteltes, durchdringendes, unangenehmes Geheul ausstieß, daß ich mir die Ohren zuhalten mußte. Er war offenbar wieder auf dem Wege zu meinen Sachen und ärgerte sich nun darüber, daß ich ihn gestört hatte. Ich ergriff große Steine und warf damit nach ihm, worauf er eine kurze Strecke fortlief, sich dann aber am Rande des Gletschers hinsetzte und weiterheulte. Wütend kehrte ich nach der Hütte zurück, legte mich nieder und dachte darüber nach, was wir thun könnten, um an diesen verhassten Tieren Rache zu nehmen. Patronen konnten wir nicht entbehren, jedoch eine Falle aus Steinen konnten wir bauen. Wir beschloffen, dies zu thun; es wurde aber nie etwas daraus. So viele andere Dinge nahmen uns immer in Anspruch, bis endlich Schnee das Geröll bedeckte, und es nicht mehr hell genug war, passende Steine zu suchen. Inzwischen fuhren die Füchse fort, uns zu belästigen. Eines Tages hatten sie auch unser Thermometer, das sich außerhalb der Hütte befand, gestohlen und mit fortgeschleppt. Wir suchten lange Zeit vergebens danach, bis wir es in geringer Entfernung unter einem Schneehaufen versteckt fanden. Von der Zeit an waren wir immer so vorsichtig, nachts einen Stein darüber zu decken; allein eines Morgens fanden wir, daß die Füchse den

Stein weggewälzt und sich nochmals mit dem Thermometer davon gemacht hatten. Das einzige, was wir diesmal fanden, war das Futteral, daß sie eine kleine Strecke fortgeworfen hatten; das Thermometer selbst haben wir nie wiedergesehen, da leider in der Nacht Schneetreiben eingetreten war, sodaß die Fährten verschwunden waren. Der Himmel mag wissen, welchen Fuchsbau es jetzt schmückt. An diesem Tage hatten wir gelernt, unser letztes Thermometer in sicherer Weise zu befestigen.

**Die Wurstprofession.** In früheren Zeiten war es in vielen deutschen Städten üblich, Würste von ungeheurer Länge zu machen und sie bei festlichen Gelegenheiten in feierlichem Zug durch die Straßen zu tragen. Im Jahre 1558 wurde in Königsberg am Neujahrstag eine Riesenwurst, 198 Ellen lang, von 48 Personen im Triumphe durch die Stadt geschleppt. Im Jahre 1583 waren sogar 91 Personen nötig, um eine Wurst zu tragen, die 596 Ellen lang war und 434 Pfund wog. Ein Chronist der damaligen Zeit erzählt: „Die Schlächter waren alle gar lieblich in weiße Röcke gekleidet. Der erste Mann wand sich das eine Ende der Wurst mehreremale um den Hals; die übrigen folgten in einiger Entfernung und trugen die Trophäe, während der letzte Mann wieder das andere Ende um den Hals gewickelt hatte.“ Im Jahre 1601, berichtet die Chronik, erreichte die Wurst eine Länge von 1005 Ellen; während der Kaiser Mathias im Jahre 1618 die Prinzen des Hauses Habsburg mit einem Festmahl bewirtete, das vorher durch die Straßen von Wien getragen wurde; das Prachtstück bildete eine Wurst von 999 Ellen, mit welcher die Wiener Schlächter durch die Hauptstadt zogen.

**Anekdote.** Zu der Unterredung eines englischen Arztes mit dem Kaiser von China fragte dieser, wie man die Ärzte in England bezahle. Als der Arzt ihm den englischen Gebrauch erzählt hatte, sagte der Kaiser scherzhaft: „Es ist unmöglich, daß man in England sich wohl befinde. Ich halte es mit meinen Ärzten anders. Ich habe deren vier, und bezahle ihnen wöchentlich ein ansehnliches Gehalt. Werde ich krank, so hört die Bezahlung so lange auf, bis ich wieder gesund bin. Ich brauche nicht zu sagen, daß meine Krankheiten nur immer kurze Zeit dauern.“

**Folgerichtig.** Vater: „Gretchen, die Mama klagt schon wieder über Dich, daß Du stets das letzte Wort haben müßtest.“ Gretchen: „Aber Papa, daran bin ich doch nicht schuld, ich kann doch nicht vorher wissen, daß Mama nichts mehr sagen will.“

**Ungerechter Verdacht.** Schutzmann (zu einem Angler): „Wissen Sie denn nicht, daß es verboten ist, am Sonntag Fische zu fangen?“ Angler: „Wer sagt Ihnen denn, daß ich Fische fange?“

**Krebswort-Rätsel.**

Vorwärts zum wandern, dient's rückwärts zum binden  
Das rechte wird ein heller Kopf bald finden.

**Viersilbige Scharade.**

Ein linderndes Mittel, die ersten sechs Zeichen;  
Die legen vier, Zug in dem Angeicht.  
Das Ganze ein Blümlein, der Sommer kann's reichen,  
Erzuehend das Auge, doch duftet es nicht.

**Zweisilbige Scharade.**

Unentbehrlich ist das erste  
Allem, was da lebt und webt,  
Unentbehrlich auch die letzte  
Dem, der was zu wahren strebt.  
Das Ganze sah kein Menschenauge  
Auch wird es keiner jemals schau'n,  
Und dennoch hört man täglich sagen,  
Das arme Menschen daran bau'n.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

**Auflösungen aus voriger Nummer:**

des Krebswort-Rätsels: **Kritik**; des Silben-Rätsels: **Epik, Juno, Schwerin, Brautkranz, Amalie, Homer, Nordlicht = Eisbahn-Konzert.**

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.

**Verzerrbild.**



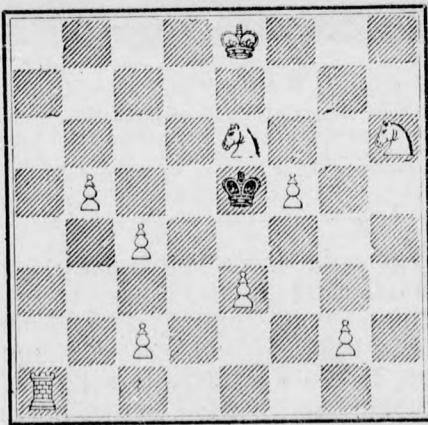
Wo steckt denn da der Schenkkelner ?

(Erklärung folgt in nächster Nummer.)

**Mißverstanden.** „Wenn Du einen Schnaps trinkst und küßt dann ein Mädchen, meinst Du, daß sie es merkt?“ — „Na, wenn ich ein Mädchen küsse, muß sie's doch merken, ob ich nun einen Schnaps trinke oder nicht.“

**Schach-Aufgabe**

vom Schachredakteur.  
**Schwarz.**



**Weiss.** (10 + 1 = 11).

Weiß zieht und legt in zwei Zügen matt.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

**Glück.** „Mama, ich wär' heute beinahe überfahren worden!“ — „Um Gotteswillen, mein Engel, wie kam das?“ — „Ja, ich fiel mitten auf der Straße hin, 's war aber zum Glück kein Wagen da!“

**Unfrichtiges Beileid.** „Haben Sie schon gehört, der alte Bucherer Theodor Steinhart ist heute Nacht schwer verunglückt! Sein Bett-himmel ist auf ihn gefallen!“ — „O, Du ge-rechter Himmel!“